

EDITORIAL

Dies ist das zweite Heft des Jahrgangs 2022 und das letzte der Zeitschrift *Religionen in Israel*. Die Gründe dafür sind in diesem Heft dargelegt. Mit dem Thema »Abschied« vereinigt es zwei Artikel, beide sind eine Art Rechenschaftsbericht über die Tätigkeit der letzten Jahre. Bei Gabriele Zander ist dies begründet mit ihrer Rückkehr nach Deutschland, bei mir ist es eine Rückblick auf meine Mitarbeit auf dem Gebiet des interreligiösen Gesprächs in Israel der letzten 50 Jahre.

Mit meinen 84 Jahren bin ich an einen Punkt gekommen, wo ich die Arbeit auf diesem Gebiet an jüngere Hände weitergeben müsste. Direkte Nachfolger habe ich nicht gefunden. Das gilt für die Arbeit der *Israel Interfaith Association* sowie für die Herausgabe der Zeitschrift. Ich habe die Hoffnung, dass sich in Zukunft eine Wiederbelebung der Arbeit der *Israel Interfaith Association* ergeben wird. Vielleicht in einer anderen Form. Die *Israel Interfaith Association* war die erste und damals für viele Jahre einzige Organisation im jungen Staat Israel, die ein Forum, eine Bühne, für den Austausch zwischen den Religionen war. Dies ist nicht das Ende dieser großen Idee.

Jerusalem, im Oktober 2022

Michael Krupp

THEMA: Abschied

Rückblick

Von Gabriele Zander

Es war eine besondere Freude, von 2017–2022 die Israel Interfaith Association leiten zu dürfen. Vor allem bin ich dankbar für all die interessanten Begegnungen, die in dieser Zeit stattgefunden haben!

Viele besondere Menschen haben wir in Jerusalem und im Land treffen und besuchen können. So haben wir in Jerusalem die Gastfreundschaft der christlichen Ökumene genossen, wurden im griechisch-orthodoxen Patriarchat und bei den Armeniern mit großer Freundlichkeit empfangen. Eine Entdeckung war für die meisten von uns das kleine Museum der Karäer im jüdischen Viertel der Altstadt. Ich erinnere mich noch gut an das Erstaunen, als der Museumsleiter Avi Jefet uns die Synagoge zeigte, die keine Bänke hat, sondern mit Teppichen ausgelegt ist, weil die Karäer bis heute stehend, in verneigter Haltung und im Sitzen beten. Avi Jefet erklärte uns, dass die Muslime ihre Gebetshaltung ursprünglich von den Juden übernommen hatten, und dass die meisten Juden nach der Entstehung des Islam aufhörten, so zu beten. Die Karäer unterscheidet außerdem vom orthodoxen Judentum, dass sie nur die Hebräische Bibel als verbindliche Quelle für die Rechtsauslegung anerkennen und eben nicht die mündliche Tora (Mischna, Talmud und Midrasch).

Auch die Samaritaner haben wir in der Nähe von Nablus besucht. Auch hier gibt es seit gut zehn Jahren ein kleines Museum, das von der Geschichte und Gegenwart der Samaritaner handelt. Hier empfing uns ebenfalls der Museumsleiter und -gründer, der Samaritanische Priester Husney Wasef, der uns stolz von der langen und reichen Tradition der Samaritaner erzählte, die nur die Tora als rechtsverbindlich ansieht und den Tempel auf dem Berg Garizim verortet.

Ein besonderes Highlight während meiner Zeit bei Interfaith war unser gemeinsamer Ausflug nach Galiläa im Dezember 2018. Unsere Gruppe christlicher und jüdische Teilnehmer*innen war in Nes Ammim untergebracht. Von dort erkundeten wir die Gegend und luden am Schabbat Referent*innen zu uns ein. Chaim Cohen hatte jede Menge interessanter Gesprächspartner für uns ausfindig gemacht. So trafen wir unter anderem Elias Jabbour, den Gründer und Direktor des „House of Hope International Peace Center“ in Shefaram. Er stellte uns die arabische Streitschlichtungsmethode des Sulha vor, die seit dem 1. Jahrhundert bis heute im arabischen Kontext praktiziert wird. Hauptsächlich geht es um Konflikte in Familien, aber die Methode kann natürlich auch in politischen Konflikten angewendet werden. Wir waren zu Gast im Zentrum der Tscherkessen in Kafr Kana, wo uns David Schugan von der Geschichte und Gegenwart der Tscherkessen berichtete, die Mitte des 19. Jahrhunderts aus dem Nordkaukasus vertrieben wurden und heute in Israel, Syrien und Jordanien leben. In Eilaboun haben

wir den emeritierten Bischof der Melkitischen Kirche, Boutros Mouallem, getroffen, der uns noch aus eigener Anschauung von der blutigen Eroberung Eilabouns durch die israelische Golani Brigade am 30. Oktober 1948 berichtete. Bis heute wird an diesem Tag der Opfer in Eilaboun gedacht. Zu Gast waren wir auch bei Sheikh Sameer Assi in Akko. Er ist in der Stadt bekannt für sein interreligiöses Engagement. In Hurfeish wurden wir von dem Drusen Shachiv Shanan empfangen, der von 2008–2013 für die Arbeiterpartei Knessetabgeordneter war. Sein Sohn wurde 2017 als drusischer Wachmann auf dem Haram Al-Sharif von einem muslimischen Angreifer erschossen, und wir alle waren sehr beeindruckt, wie der Vater trotz aller Trauer um seine Haltung für ein Festhalten am Dialog der Religionen rang. Er betonte, dass man eben zwischen extremistischen Terroristen und den Gläubigen einer Religion unterscheiden müsse.

Der Vorsitzende der Aramäer in Galiläa, Shadi Khalloul, besuchte uns in Nes Ammim- im Gepäck sein Neues Testament in aramäischer Sprache, aus dem er stolz das aramäische Vaterunser rezitierte. Sein großer Traum ist die Gründung einer aramäischen Schule in Galiläa.

Auch die gemeinsame Feier des Schabbat kam in unserer Gruppe nicht zu kurz: dank Ruthi Soudack konnte, wer wollte, den Schabbat mit Yoga-Übungen begrüßen, und am Schabbatausgang entzündeten wir gemeinsam die Havdala- Kerze und nahmen mit dem Duft der Kräuter auch noch einmal den Duft der religiösen Vielfalt in Galiläa in uns auf.

Eine für zwei Jahre später angedachte erneute Exkursion in den Norden konnte dann leider wegen der Pandemie nicht mehr stattfinden, und leider konnten wir auch keine weiteren Besuche in Jerusalem und Umgebung mehr machen. Immerhin konnten wir Prof. Dr. Angelika Neuwirth zu einem digitalen Vortrag über die Juden im Koran zu gewinnen. Er wurde in einem der letzten Hefte „Religionen in Israel“ abgedruckt. Ein weiterer Vortrag von Yossi Barnea über das umstrittene Nationalstaatsgesetz wurde digital abgehalten und das Verhältnis von Staat und Religion sehr kontrovers diskutiert.

Aber es war doch deutlich, dass die digitalen Vorträge und Gespräche die analogen Besuche und Begegnungen nicht ersetzen können. Die interreligiöse Arbeit lebt eben doch von den Begegnungen!

Neben der Arbeit für die Israel Interfaith Association engagierte ich mich auch im Jerusalemer Rainbow und durfte auch hier am Ende eineinhalb Jahre lang Vizepräsidentin sein.

Besonders wichtig war mir auch das Engagement bei den Rabbiner*innen für Menschenrechte. Immer wieder sind wir gemeinsam als Pfarrer*innen und Rabbiner*innen mit anderen Volontär*innen in die Westbank gefahren, um palästinensische Farmer bei der Olivenernte oder zu Tu b'Shvat bei der Baumpflanzung zu unterstützen. Ein gemeinsames interreligiöses Gebet zum Abschluss der Arbeit war selbstverständlich. Auch bei Beduinen im Negev waren wir, um für ihre Anschließung ans Wasser-Netz einzutreten.

Zweimal durfte ich auch bei den von Rabbinerin Nava Hefetz organisierten interreligiösen Podien der Pre-Academies für angehende Soldat*innen zur Bedeutung Jerusalems für mich als Christin sprechen.

Als Pfarrerin des Begegnungszentrum der Kaiserin-Auguste- Victoria- Stiftung organisierte ich Gruppenreisen mit dem Titel „Jerusalem als Stadt der drei Religionen“. Auch hier lag der Schwerpunkt in den Begegnungen mit verschiedenen Religionsvertreter*innen. Immerhin werden ich diese Reisen auch von meiner neuen Stelle als Stiftungspfarrerin der Franckeschen Stiftungen in Halle fortführen können. Die nächste Reise nach Jerusalem wird im November sein- eine gute Gelegenheit dann viele Menschen, die mir inzwischen ans Herz gewachsen sind, wiederzusehen!

Michael Krupp

Im interreligiösen Gespräch – eine persönliche Bilanz

Abschied – Ende eines langen Weges

Sinn dieses Artikels ist es, etwas von meiner Beteiligung am interreligiösen Gespräch in den verschiedenen Gruppen, die sich mit diesem Thema beschäftigen, zu berichten und vom Auf und Ab in der Entwicklung der verschiedenen Gruppen. Zugleich soll er erklären, warum dies mein Abschied von dieser Arbeit ist, die mein ganzes Leben bestimmt hat. Mein Schwerpunkt lag in den letzten 30 Jahren bei der Mitarbeit bei der Israel Interfaith Association, im weiteren IIA abgekürzt. Ich beziehe mich dabei auf einen Artikel der in der von Professor Zeev Falk und mir gegründeten Zeitschrift »Religionen in Israel«, erschienen ist, der dreißig Jahre meiner Tätigkeit auf diesem Gebiet zum Inhalt hatte, und der vor über zwanzig Jahren in der Ausgabe 2/3 1999 erschien. Nach fünfzig Jahren Tätigkeit auf diesem Gebiet ist dies auch eine persönliche Rechenschaftserklärung dazu.

Der Beginn

Ich war zum ersten mal 1959 ein halbes Jahr in Israel als Freiwilliger in verschiedenen Kibbutzim, unter anderem in Gal Ed meinem ersten Kibbutz, und in dem religiösen Kibbutz Tirat Tsevi, mit dem ich bis heute verbunden bin, obwohl meine Kibbutzeltern und Freunde

aus dieser Zeit nicht mehr am Leben sind. Warum ich damals, als es noch keine diplomatische Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Israel gab und es nicht möglich war, ein Touristenvisum wie heute zu bekommen, nach Israel gekommen bin, darüber mag man, wenn es denn interessiert, im angegebenen Artikel nachlesen.

Nach meiner Rückkehr aus Israel war ich einer der wenigen Deutschen, die in Israel gewesen waren, und die deshalb zu Recht oder Unrecht als Spezialisten auf diesem Gebiet galten. Ich bekam so von meinem Doktorvater in Tübingen, Professor Otto Michel auch den Auftrag, eine Geschichte des Zionismus zu schreiben, weil es dies auch auf dem deutschen Büchermarkt nicht gab.

In diese Zeit fällt auch der Wunsch von Kreisen der evangelischen Kirche in Deutschland, ein Begegnungszentrum in Israel zu gründen, das der Verbindung zwischen Israel und der deutschen Evangelischen Kirche in Deutschland (EKiD) dienen sollte. Der Anfang für die Gründung eines solchen Zentrum entwickelte sich auf einer zweiten Israelreise, die ich als Leiter einer Studentengruppe im Herbst 1960 unternahm, nachdem ich in Berlin an der Kirchlichen Hochschule eine »Deutsch-Israelische Studiengruppe« (DIS) zusammen mit meinem israelischem Freund, Jochanan Bloch, später Professor für Neues Testament an der Universität Beer Scheva, gegründet hatte.

Bei dieser Reise begleiteten uns auch drei Professoren der Kirchlichen Hochschule, darunter Professor Günther

Harder, der ein Institut »Kirche und Judentum« gegründet hatte. Professor Harder stellte bei Begegnungen in Israel, gerade auch in meinem Kibbutz Tirat Tsevi, fest, dass es ein großes Interesse in Israel an solchen Kontakten gab, aber ein deutscher Gesprächspartner nicht vorhanden war. Zu dieser Zeit gab es keinerlei deutsche evangelische Vertretung in Israel. Die Propstei lag in Ostjerusalem unter jordanische Verwaltung. Und im Gegensatz zu anderen Kirchen kamen die Propste nicht nach Israel hinüber.

In Berlin waren es dann besonders die Professoren Helmut Gollwitzer und Friedrich Wilhelm Marquardt, die diese Idee unterstützten und auch den Berliner Bischof, Kurt Scharf davon überzeugten.

Inzwischen hielt ich mich von 1964 bis 1966 noch einmal als Student der Hebräischen Universität in Israel auf. 1966 wurde ich von meiner Rheinischen Landeskirche, zu der ich gehörte, von der Kandidatenliste gestrichen. Grund für meine Entlassung war die Heirat mit Daniele Ouahnon, eine aus Algerien gebürtige Jüdin und das war der Rheinischen Kirche damals nicht möglich, eine Jüdin als Pfarrfrau zu akzeptieren.

Dieser Schritt irritierte nun wieder andere Landeskirchen, und der Berliner Bischof, Kurt Scharf, schrieb mir, dass die Berlin-Brandenburgische Kirche mich gerne aufnehmen würde. Zwar gehörte Berlin wie das Rheinland zur altpreussischen Union mit dem Paragraphen, »die Pfarrfrau muss evangelisch sein«, änderte aber diesen Praragraphen in »soll evangelisch sein«. Diese Änderung

musste die Kirche auf Einspruch des Dachverbandes wieder zurücknehmen, aber inzwischen hatten die Berliner mich in einem Schnellverfahren ordiniert und nach Israel geschickt.

Ich war inzwischen nach der Rückkehr aus Israel und meinem ersten theologischen Examen in Bonn Assistent und danach Lehrbeauftragter an der Tübinger Universität geworden und auf dem Weg, in die wissenschaftliche Laufbahn einzutreten. Die Aussicht, eine Zeit in Israel zu leben und zu arbeiten, überwog aber, und ich wurde Pfarrer in der Evangelischen Kirche in Berlin Brandenburg, zu der ich heute noch gehöre. Es war damals vor allem Professor Gollwitzer, der den berliner Bischof, Kurt Scharf, bewog, mir diesen Brief zu schreiben und mich für diese Aufgabe anzufordern.

Mein Aufgabenbereich sollte drei Gebiete umfassen, die theologische Leitung der Freiwilligenorganisation »Aktion Sühnezeichen Friedensdienste« (ASF) in Israel, die Betreuung der deutschen Studenten, vor allem der Theologie, an der Hebräischen Universität, und die Beteiligung am Christlich-Jüdisch-Islamischen Gespräch. Für die beiden letzten Aufgaben schien ich besonders geeignet, hatte ich doch neben der Theologie auch Judaistik und Islamwissenschaft studiert.

Angekommen – Land der Gegensätze

Ende 1970 ging ich dann nach Israel mit meiner damals noch kleinen Familie, mit meiner Frau Daniele und unserem ersten noch in Deutschland geborenen Sohn

Jona. Kurt Scharf war es durchaus bewusst, dass meine Frau nicht übergetreten und mein Sohn als Jude geboren war. Er witzelte darüber, dass wären doch alles Chancen dafür, dass mein Sohn in Israel Oberrabbiner und Patriarch werden könne. Beides hat sich nicht erfüllt. Jona wurde ein Computerspezialist. Alle anderen Kinder, Abigail, Hosea und Tamar, sind in Israel geboren.

Die Arbeit ließ nicht viel Zeit zu Reflexionen in der neuen Umwelt, die wieder ganz anders war, als wenn man hier nur zu Besuch und sei es auch zu längeren Aufhalten wie einem Studium war.

Neben der praktischen Arbeit mit den Sühnezeichenfreiwilligen trat die Arbeit mit den TheologieStudenten an der Universität und die Mitarbeit in den verschiedenen Organisationen des Dialogs.

Begegnungen mit Einzelnen und Gedankenaustausch auf ganz offizieller Ebene, auf Tagungen, Symposien, bei Vorträgen, in Interviews, wurden zu meiner Hauptbeschäftigung. Diese Mischung von praktischer Arbeit und Forschung, von Arbeit mit den Menschen und der grundsätzlichen Reflektion und Diskussion über das, was uns trennt und was uns verbindet, hat Theorie und Praxis immer in ein richtiges Gleichgewicht gebracht. Die manchmal sehr schwere Arbeit der Sühnezeichenfreiwilligen, das einfache Dasein für die Menschen in Not, das Zuhören den Opfern der Schoa, das Stillsein darüber bewahrt vor großen Worten wie Dialog und wiegt manchmal viel schwerer als viele theoretische Erörterungen.

Aktion Sühnezeichen habe ich sechs Jahre geleitet. Bei einem Sabbatical in Berlin 1977/78 wurde auch auf meine Initiative und mit den Mitstreitern Martin Stöhr, Professor Rolf Rendtorff, Professor Peter von der Osten Sacken und anderen in der Akademie Arnoldshain das Programm »Studium in Israel« gegründet, dessen Durchführung mir aufgetragen wurde und das ich 25 Jahre bis zu meiner Pensionierung leitete. Deswegen musste ich die Arbeit bei der Aktion Sühnezeichen aufgeben. Seit

1978 kamen jedes Jahr an die 20 Studierende für ein Jahr nach Israel. Hinzu kam die Lehrtätigkeit an der Hebräischen Universität in meinem Fach »Rabbinische Literatur und das frühe Christentum«, die Mitarbeit beim Evangelischen Pressedienst, Vorträge vor deutschen und israelischen Gruppen. Und auf der anderen Seite die Forschungsarbeit der Studenten des Programms »Studium in Israel«, das Zusammensetzen einer neuen Welt, das Durchdringen der Quellen, des Talmud, der frühen Midraschim, der Gedankenwelt der Religionsphilosophen, die Verflechtung von frühem Christentum mit der Welt der Rabbinen – all dies gibt dem Dialog, in den die Studenten später und hier eintreten, eine ganz andere Tiefendimension. Dieser Dialog ist nicht nur von gutem Willen getragen, sondern hat eine Basis, die zur Sache selber vorstößt.

Die Dialog-Gruppen

Der Dialog ist ganz unterschiedlich in den verschiedenen Gruppen, die alle ihre besondere Funktion haben.

Da ist die *Ecumenical Theological Research Fraternity*, ein Zusammenschluß von christlichen Kirchenleuten, die sich um ein besseres Verhältnis mit dem Judentum bemühen. Hier sind auch christliche Institutionen vertreten, die sich in Jerusalem gerade wegen dieses Dialogs angesiedelt haben, wie das Dominikanerkloster Jesaja-Haus, das schwedisch evangelisch-theologische Institut, die Benediktinerabtei Dormitio oder die katholischen Soeurs und Peres de Zion im Kloster Ratisbonne in der Jerusalemer Neustadt, Notre Dame in Ein Karem und Ecce Homo in der Jerusalemer Altstadt. Daß hier vorwiegend katholische Zentren zu nennen sind, hängt mit der viel stärker ausgeprägten katholischen Präsenz in der Stadt zusammen.

Einen ganz anderen Charakter hat die *Jerusalem Rainbow Group*, ein akademischer Verband von jüdischen Universitätsprofessoren und christlichen Instituts-Direktoren, die auf einer wissenschaftlichen Ebene Probleme, Beziehungen, Spannungen und Querverbindungen zwischen Christen und Juden diskutieren. Es war fast ein elitärer Verband mit Verlesung der Protokolle der vorhergehenden Sitzung und einem seit Jahren unverändert ablaufenden Ritual, der Begrüßung wichtiger Gäste, dem Verlesen von Mitgliedern, die sich entschuldigt haben und so fort. Hinter dieser äußeren starren Schale entwickelt sich aber ein geistiges Leben und miteinander Diskutieren in einer erfrischend freien Atmosphäre und Kühnheit, wie ich es anderswo noch nicht erlebt habe. Es mag sein, daß der bewußt klein gehaltene und nicht so

schnell wechselnde Freundeskreis dafür mitverantwortlich ist, daß hier das hohe Niveau der Disputationskunst weiter beibehalten werden konnte. Einer der Begründer des Kreises, Professor Zvi Werblowsky, liebte es, den Rainbow-Kreis als die »ökumenische Mafia« von Jerusalem zu bezeichnen, den Kreis, wo alle Fäden zusammenlaufen und wo gerade in Krisenzeiten zwischen Juden und Christen die Weichen neu gestellt werden können. Die meisten Mitglieder dieses verschworenen Kreises sind auch Mitglieder in den anderen Gruppierungen, der erwähnten Fraternity und der noch zu erwähnenden Israel Interfaith Association. Mitglieder des Rainbows, Christen wie Juden, die es wieder ins Ausland verschlagen hat, haben in London, New York und Genf Zweigstellen dieser Gruppe gebildet, von denen aber keine überlebt hat. Ich hatte das Privileg, zehn Jahre als Sekretär dieser Gruppe dienen zu können.

Die wichtigste interreligiöse Gruppe in Israel war zweifellos die *Israel Interfaith Association*, ein Vereinigung, die sich auf grassroots-Niveau um die Verständigung zwischen Juden, Christen und Moslems bemüht. Sie gehört wie die christlich-jüdischen Gesellschaften zum Dachverband des »Internationalen Rates von Christen und Juden«, der seinen Sitz in Heppenheim hat, und deren Präsidenten von Zeit zu Zeit führende Köpfe aus der Jerusalemer Ökumene waren. Weitere Israelis sind im Verwaltungsrat der internationalen Bewegung, zu deren Mitbegründern die Israel Interfaith Association gehört. Da mein Hauptbetätigungsgebiet gerade bei dieser

Gruppe liegt, wird im weiteren noch von ihr die Rede sein.

Anekdoten und Skuriles

Die Mitarbeit in allen diesen Gruppen und diese Vielfalt der Aufgaben haben es bewirkt, daß die fünfzig Jahre wie im Flug vergangen sind, daß jeder Tag etwas Besonderes war. Aus all diesen Tätigkeiten ergibt sich ein buntes, schillerndes und weit verzweigtes Mosaik von Erfahrungen im interreligiösen Austausch in der dreimal heiligen Stadt Jerusalem. Im Laufe der Jahre bildet sich auch ein Anekdotenkranz, der über das Skurile einer bestimmten Situation hinaus etwas über die Wirklichkeit in diesem Land aussagt.

So war ich als Fraternity-Präsident zusammen mit Marcel Dubois, dem Dominikaner, der aus dem Orden der Inquisition stammend, der erste Professor an der Hebräischen Universität für Philosophie wurde, und einem anderen Christen bei Ministerpräsident Jitzchak Rabin während seiner ersten Amtsperiode eingeladen. Rabin brauchte Gesellschaft bei der Beherbergung eines wichtigen Gastes, Billy Graham, der über Ägypten Israel besuchte. Billy Graham war wohl seinerzeit der bekannteste evangelikale Prediger, der in der Welt Millionen von Menschen mitzureißen verstand. Hier in Israel fehlte ihm das Publikum, so verließ ihn auch sein Charisma.

Über all das wurde aber an der kleinen Tafelrunde, Lea Rabin hatte persönlich gekocht, nicht gesprochen. Interessanter schon war das Thema Ägypten, mit dem Israel

damals Mitte der siebziger Jahre noch keinen Friedensvertrag hatte. Aber auch hier interessierte Rabin mehr die ägyptische Folklore, vielleicht traute er dem begnadeten Prediger nicht unbedingt politischen Scharfsinn zu, schon gar keine politische Vermittlerrolle. Ein Frieden mit Ägypten war damals allerdings auch in scheinbar unerreichbarer Ferne. Smalltalk an der Privattafel des Ministerpräsidenten mit einem wichtigen Gast.

Evangelikale, Judenchristen und andere Problemkinder des Dialogs

Israel hat ein ambivalentes Verhältnis zu den Evangelikalen. Einerseits besticht die Israelis die proisraelische Haltung dieser frommen Leute, andererseits sind Evangelikale sehr missionarisch und schrecken auch vor den Juden nicht zurück. Allerdings hüten sie sich, das offen zu sagen. Sie sind sicher, dass am Ende sowieso alle Juden ihren Heiland erkennen werden, wenn sie alle im Land Israel versammelt sind und dann das Ende der Tage gekommen ist. Das alle Juden ins Land Israel zurückgekehrt sein werden gilt neben dem Endkampf zwischen Gut und Böse als Voraussetzung für die Wiederkunft des Messias. Deswegen unterstützen sie auch die Rückkehr der Juden nach Israel mit eigens dafür gescharteten Schiffen, was Israel dankbar begrüßt. Die extrem proisraelische Haltung ist eigentlich für Israel eher gefährlich, aber das merken die meisten Israelis nicht. Ich hatte einmal das Vergnügen, beim Staatspräsidenten eingeladen zu sein, vor einem Gremium von Regierungsbeamten aus

dem Außen-, Religions- und Tourismusministerium, die sich alle mit christlichen Angelegenheiten beschäftigen. Thema meines Vortrages war »Israel und die Evangelikalen«. Meine Warnungen, daß diese Leute zum Teil manchmal äußerst rechts, rechter als die israelische Rechte seien, stießen dort auf verwunderte, meist taube Ohren. Daß die Evangelikalen von den unveräußerlichen Rechten des Volkes an dem ganzen Land Israel sprechen und Politiker, die für einen Ausgleich mit den Arabern sind, als Feinde Gottes bezichtigen, denn der Islam sei die »dunkle Macht von unten«, der „Antichrist«, hielten die israelischen Experten für naive Vorstellungen von Schwärmern, auf die man nicht acht zu geben habe. Für sie war es ausreichend, daß diese frommen Leute anscheinend nicht gegen Israel sind.

Die Evangelikalen sind übrigens ein ständiges Problemkind im interreligiösen Dialog. Sie sind hier auch nicht beteiligt. Die radikale politische Einstellung und der manchmal nur schwer verdeckte Missionseifer schließen das aus. Anstoß nehmen vor allem die lokalen Christen an den Tätigkeiten der Evangelikalen im Lande. Da ist vor allem die alljährliche Sukkotkonferenz zum Laubhüttenfest. Einige dieser Evangelikalen, die sich in der International Christian Embassy zusammengefunden haben, halten an jedem Laubhüttenfest, das sie für den Geburtstermin Jesu halten, eine Massenkongferenz im Jerusalemer Kongreßzentrum, auf dem sie ihre Parolen von der Unverzichtbarkeit auf das ganze Land für die Juden hören lassen und den Arabern jedes Recht daran

absprechen. Dies reizt viele der einheimischen Christen im Land, die sich sowieso von der jüdischen Führung verraten fühlen und gerade auf diese ausländischen Fanatiker gewartet haben, die ihnen die Existenz in diesem Lande noch schwerer machen.

In der seriösen Zeitung Ha-Aretz erschien am 7.11. 1997 ein Artikel mit der Überschrift »Messias Jetzt«. Es war ein Bericht über die alljährliche Großveranstaltung der Evangelikalen zum Laubhüttenfest mit einer Abschnittsüberschrift, »Der auf den Knopf drückt«. Gemeint war Benjamin Netanjahu, dem man zutraute, dass er bereit sein würde, auf den Knopf zu drücken, der den Atomkrieg auslösen würde, die Gog und Magog Schlacht der letzten Tage, denn ohne dieses kann der Messias nicht kommen. (Der Artikel wurde von mir übersetzt und erschien in RII 1–1998.)

Es gibt andere Problemkinder für den Dialog, so die Judenchristen, die sich in organisierter Form ebenfalls nicht am Dialog beteiligen, im Gegensatz zu einigen individuellen Judenchristen, die mit zu den Anführern des Gesprächs gehören, die aber bewußt auf Judenmission verzichten. Aber nicht nur die Christen haben Probleme mit anderen Gruppen der eigenen Religionsgemeinschaften. Die Moslems versuchen vom Islam abtrünnigen Gruppen wie die Bahai oder die missionierenden Achmadijemoslems von gemeinsamen Aktivitäten auszuschließen und die Juden haben ebenso genügend Probleme im Innern in den großen Auseinandersetzungen zwischen der einzig als Religionsgemeinschaft anerkannt-

ten Orthodoxie und den liberalen Strömungen des Reform-, und des konservativen Judentums. Die Probleme in der israelischen Gesellschaft spiegeln sich wie in einem Mikrokosmos in der kleinen Schar von am Dialog Interessierten wieder.

Kulturverschiedenheit und Fundamentalismus

Nicht zu übersehen in all diesen Aktivitäten ist eine Kulturverschiedenheit unter den einzelnen Gesprächspartnern. Hier verlaufen die Fronten nicht zwischen den Religionen, sondern zwischen Orientalen und Okzidentalern. Während die Gesprächsgruppen wie Fraternity und Rainbow von diesem Problem kaum berührt sind – fast nur westliche Menschen sind hier involviert –, hat die Israel Interfaith Association, die einzige Gruppe, die auch Moslems und arabische Christen zu ihren Mitgliedern zählt, größere Schwierigkeiten damit. Dies gilt besonders auf dem theologischen Gebiet.

Moslems, Juden und Christen haben jahrhundertlang im Heiligen Land, manchmal sogar recht friedlich, zusammengelebt. Sie haben natürlich geschäftlich miteinander verkehrt, aber auch gesellschaftlich. Man hat sich an den großen Festen und besonders den Familienfesten, gegenseitig besucht und Geschenke geschickt, man hat miteinander gesprochen und diskutiert, nur ein Bereich war ausgespart, die Religion. Daß der andere, mit Verlaub gesagt, die falsche Religion hat, darüber war sich jede und jeder im klaren und als höfliche Menschen und nicht missionarische wollte man sich das nicht an

den Kopf schmeißen oder schmeißen lassen. Von dieser Mentalität hat sich heute noch viel erhalten.

Aber da ist noch etwas anderes. Es ist der grundsätzlich unterschiedliche Zugang zur eigenen Religion. Dies hat vielleicht mit fundamentalistischen Einstellungen zu tun und mit der Welt, in der man geistig lebt.

Zwei Episoden aus den vielfältigen Begegnungen mit moslemischen Geistlichen sollen das veranschaulichen. Ein moslemischer Geistlicher war eingeladen, um etwas zu den Grundlagen des Islam zu sagen. Er hielt einen trockenen Vortrag in gutem Hocharabisch, der dann ins Hebräische übersetzt werden mußte, aber einschließlich Übersetzung war der Gelehrte nach 10 Minuten am Ende seines Vortrages. Es sei alles gesagt, was es zu sagen gäbe zu diesem Thema und zu Nachfragen sei kein Grund. Ganz abgesehen von den Schwierigkeiten für den Gesprächsleiter, den angebrochenen Abend zu Ende zu bringen, ist diese Art enttäuschend für alle Zuhörer.

Noch tiefer in die Problematik führt ein anderes Erlebnis. Der Redner hatte seine gute knappe halbe Stunde gesprochen, mit der Übersetzung war es ein abgerundeter Abend. Nun kam die erste Frage, zu der der Sprecher, der Scheikh Jaabri aus Hebron, auch bereit war. Der Fragesteller wollte wissen, welcher Einfluß bei einem bestimmten Problem, das der Redner erwähnt hatte, auf den Propheten eingewirkt habe, jüdischer, christlicher oder synkretistischer? Denn man wisse doch, daß zur Zeit des Propheten in Medina, der Stadt des Propheten, zahlreiche Juden und Christen gelebt hätten, und es

neben Überresten von Heidentum auch synkretistische Kreise gegeben habe. Eine gute Frage. Doch die Reaktion des Scheikh war erstaunlich. Er packte sein Manuskript zusammen und wandte sich ohne irgendetwas zu sagen dem Ausgang zu. Der Gesprächsleiter dieses Abends war ebenso überrascht, wie das übrige Publikum, rannte dem Redner schließlich nach und fragte, was denn passiert sei. Mit solchen Ketzern, sagte der Scheikh, könne er nicht länger unter einem Dach verweilen. Wie könne man nur auf die Idee kommen, daß irgendein menschlicher Einfluß sich zwischen die Feder, die der Erzengel Gabriel dem Analphabeten Mohammed führte, und dem Pergament, das es beschrieb, gedrängt haben könne. So etwas zu behaupten, lasse die Grundlagen des Islam einstürzen und grenze an Gotteslästerung.

Es gibt andere moslemische Referenten. Aber zwischen diesen, die eine ganz fundamentalistische Haltung einnehmen und denen, die sich dem Islam eigentlich längst entfremdet haben und vom Islam wie einer merkwürdigen Religion reden und Vorurteile dem Islam gegenüber eher bestärken, gibt es wenig geeignete Referenten, die in der Lage wären, ihre Religion Andersgläubigen von innen heraus verständlich zu machen. Das mag auch daran liegen, daß Jerusalem und überhaupt Palästina niemals eine Hochburg des geistigen Islam war. Es gab hier niemals eine führende oder anerkannte Ausbildungsstätte des Islam. Die geistige Führung des östlichen arabischen Islam ist an der Azhar-Universität in Kairo beheimatet oder an den Schulen in Saudi-Arabien. Die Provinz

Palästina lag immer abseits der großen geistigen Auseinandersetzungen des Islam. Hinzu kommt, daß die führenden geistigen Kräfte des Islam heute überhaupt eher außerhalb des arabischen Raumes zu finden sind. Aber das ist ein weites Gebiet.

In der Rainbowgruppe gab es einmal als Jahresthema die Generalüberschrift »Krise in der Religion«. Es war unmöglich, einen islamischen Referenten zu finden. Es gäbe keine Krise im Islam, war die immer wieder zu hörende Antwort. Wir holten dann eine Dozentin von der Hebräischen Universität, Professor Hava Lazarus Jaffe, eine ausgezeichnete Referentin und eine wunderbare Frau, die 1998 leider mit 68 Jahren zu früh verstorben ist. Nach diesem Referat konnte überhaupt keine Rede mehr von einem krisenfreien Islam sein. Wie sollten die modernen Weltprobleme auch ausgerechnet am Islam spurlos vorbei gegangen sein.

Die Herausforderung durch den Islam

Wie schwierig sich auch der theologische und geistig-kulturelle Dialog mit dem Islam gestalten mag, es gehört zu meinen wichtigsten Erfahrungen in diesen fünfzig Jahren, gelernt zu haben, wie notwendig und berechtigt er ist. Dies gilt gerade auf dem Hintergrund einer immer stärker werdenden Entfremdung zwischen dem Islam und der westlichen Welt und einer pauschalen Verketzerung des Islam als fundamentalistisch, aggressiv und feindlich den anderen Religionen gegenüber. Man braucht dabei nicht an die glorreiche Vergangenheit des Islam zu erin-

nern, an das goldene Zeitalter in Spanien, an die glückliche Symbiose von Judentum und Islam, die es verstanden hat, die antike Kultur für das Abendland zu retten, bis diese Blüte der Kultur durch die christliche Inquisition erstickt wurde. Wie hell hebt sich die islamische Toleranz der christlichen Intoleranz gegenüber Juden und Moslems ab! Aber natürlich gab es auch Zeiten einer islamischen Intoleranz Juden und Christen gegenüber, gar nicht zu sprechen von der Gegenwart mit seinen extremen Entartungen des Islam bei den Islamisten.

Aber auch theologisch ist es wichtig zu erkennen, daß der Islam mit in die Ökumene gehört. Der Islam verehrt denselben Gott wie Christen und Juden. Der Islam fußt auf dem gemeinsamen Schrifttum von Christen und Juden. In der Geschichte hat es das Judentum immer einfacher mit dem Islam als mit dem Christentum gehabt. Für die Rabbinen stand fest, daß der Gott der Moslems der Gott Israels ist, die klare monotheistische Gottesvorstellung im Islam hat das Judentum immer zu der Überzeugung gebracht, daß der Islam »Gottes verlängerter Arm im Wirken in dieser Welt ist«, wie es der große Religionsphilosoph Maimonides einmal ausgedrückt hat. Warum dieser Gott sich so verschiedene Wege der Verehrung ausgewählt hat, ist sein Geheimnis. Wir haben keinen Absolutheitsanspruch auf ihn. Die verschiedenen Formen der Verehrung verleihen der Welt einen ganz besonderen Glanz.

Sozial- und Kulturarbeit

Theologische Diskussionen und Auseinandersetzungen sind nicht alles. Sie sind vielleicht nicht einmal das Herzstück der interreligiösen Zusammenarbeit in Israel. Genauso wichtig, vielleicht noch wichtiger, sind die menschlichen Begegnungen auf den Wochenendseminaren, bei den gemeinsamen Exkursionen, bei gemeinsamen Projekten. Vor 1973 war die Israel Interfaith Association sehr stark involviert bei dem Aufbau von Begegnungszentren, so in Lod, Akko, Haifa oder im arabischen Dorf Meillja. Damals war die arabische Bevölkerung sehr an diesen Zentren interessiert, die häufig die Rolle von Volkshochschulen einnahmen. Gab es doch kaum interkulturelle Arbeit für die arabische Bevölkerung, vor allem für die moslemische. Es gab eine ganze Reihe von Projekten, darunter eine arabisch-jüdische Theatertruppe und eine Gruppe von arabischen und jüdischen Studenten, die auf arabischen und orientalisch-jüdischen Schulen Nachhilfeunterricht gaben, um das unterschiedliche Bildungsniveau in Israel auszugleichen.

Nach dem Oktoberkrieg 1973 gab es eine große Krise im Verhältnis zwischen Juden und Arabern und alle diese gemeinsamen Tätigkeiten wurden schwieriger oder hörten ganz auf. Anlaß dafür war wohl ein größeres Selbstbewußtsein der arabischen Bevölkerung auch in Israel, nachdem es sich gezeigt hatte, daß Israel besiegt war, und vielleicht auch eine gewisse Enttäuschung auf der arabischen Seite, von der jüdischen Mehrheit immer noch nicht genügend ernst genommen zu werden. Dies

hat sich nach der ersten und zweiten Intifada nur verstärkt bis hin zum völligen Stillstand politischer Gespräche um eine Lösung des hundertjährigen Konflikts zwischen Juden und Arabern im Land Israel, Palästina.

Über die Grenzen hinaus

Mit den Osloer Verträgen von 1993 über ein erstes israelisch palästinensisches Einvernehmen über friedliche Wege zur Lösung der Konflikte beider Seiten und nach den ersten Erfolgen im Friedensprozeß, dem Friedensabkommen mit Ägypten und Jordanien und der Aufrichtung einer palästinensischen Selbstverwaltung, verbesserten sich auch die Chancen einer Friedensarbeit zwischen den Religionen. Die Israel Interfaith Association knüpfte Beziehungen zu Gruppen in Ägypten, Jordanien und den Gebieten der palästinensischen Verwaltung. Es kam zu ersten Begegnungen und Kontakten ab 1994 besonders mit zwei palästinensischen Gruppen. In der in Zeitschrift »Religionen in Israel« ist seit 1995 ausführlich darüber berichtet worden. Mit dem Stillstand der Friedensverhandlungen kamen auch diese Begegnungen ins Stocken, hörten aber nicht auf. Im Gegenteil, da gerade auf offiziellem Gebiet so wenig Fortschritte erzielt wurden, war jede andere Nichtregierungstätigkeit um so wichtiger. So ließ es sich auf dem ersten Treffen zwischen der Israel Interfaith Association und einer palästinensischen Gruppe »Bewegung für Frieden und Gleichheit« in Khan Younis Ende Februar 1999 Palästinenserhaupt Yassir Arafat nicht nehmen, persönlich auf dem Treffen zu erschei-

nen, um den 70 israelischen Gästen zu sagen, wie wichtig in seinen Augen solche Begegnungen sind.

Durch die Beziehungen zu den Arabern außerhalb Israels hat sich in der Israel Interfaith Association auch das Verhältnis zwischen Juden und Arabern innerhalb Israels verbessert. Auf Tagungen in Gaza und der Westbank beteiligten sich auch zahlreiche israelische Araber und waren dort häufig ein verbindendes Glied zwischen Juden und Palästinensern, schon durch ihre Sprache und ihre Übersetzungstätigkeiten in den zahlreichen Kleingruppen, die auf solchen Tagungen meist das fruchtbarste sind.

Das Dreiecksverhältnis zwischen Juden, Christen und Moslems im Judenstaat ist allerdings weit davon entfernt, entspannt zu sein. Es war vielleicht das erstaunlichste auf einer ersten Tagung zwischen der Israel Interfaith Association und einer palästinensisch moslemisch-christlichen Gruppe El-Liqa im Dezember 1994, daß die meisten gegenseitigen Anschuldungen zwischen Christen und Moslems zu hören waren und weniger zwischen Juden und einer gemeinsamen christlich-moslemischen palästinensischen Phalanx.

Von Mensch zu Mensch

Der »offizielle« Dialog und die Begegnungen können manchmal auch sehr privat sein. Echte Freundschaften entstehen. Ich erinnere mich an meine Besuche bei Scheikh Rajai Abdo in Jericho zu Beginn der palästinensischen Selbstverwaltung, als er noch hoffte, sein Hotel,

Hischam-Palace, könne das Verwaltungszentrum der neuen Regierung werden. Damals gab es Auseinandersetzungen mit den jüdischen Siedlern, die täglich zur antiken »Schalom al Israel«-Synagoge kamen, um dort Talmud zu lernen und sich mit den palästinensischen Wachtmansschaften zankten. Scheikh Abdo besuchte zum ersten mal mit mir diese Synagoge, die er zuvor noch nie von innen gesehen hatte. Oder ich erinnere mich an seinen Besuch in unserem Haus in Ein Karem, als der Siedler-Rabbiner Frouman von Tekoa zu uns kam, weil er einen Vermittler zur islamischen Bewegung Hamas zu treffen hoffte. Der Rabbi hatte sein eigenes koscheres Essen mitgebracht, das uns für drei Wochen reichte und der Scheikh holte, glaube ich, alle Gebetszeiten eines islamischen Tages an diesem Abend nach, nachdem er einen kleinen islamischen Gebetsteppich in unserem Haus entdeckt hatte und wir die genaue Richtung nach Mekka herausgefunden hatten.

Im großem Dialog zwischen den Religionen finden sich nur wenige Leute. Der Mann und die Frau auf der Straße haben davon noch nie gehört.

Und doch sind sie für die Andersgläubigen durchaus aufgeschlossen, auch die ultraorthodoxen Juden in Mea Shearim, wo ich 15 Jahre lang einen der Rabbinen mit meinen Studenten oder alleine aufsuchte und wir bei ihm etwas über die Mission des Judentums an der Welt hörten. Er möchte, daß wir alle treue Nachkommen des Bundes mit Noah werden und seine sieben Gebote einhalten, damit wir teilhaben an der kommenden Welt,

denn das Christentum verdächtigt er, götzendienerisch zu sein, eine der drei Todsünden im Judentum.

Eines Nachts rief er mich an – anscheinend vergessen solche Menschen Zeit und Raum – er sagte, er habe das Neue Testament gelesen. Ich schluckte, was wird jetzt wohl kommen, und sagte recht kleinlaut: Ja? Das ist ja ungeheuerlich, fuhr er fort. Gut, ich stimme nicht mit allem überein, was im Neuen Testament steht, aber darüber kann man sprechen. Wie ist es nur möglich, dass sich das Christentum soweit vom Neuen Testament entfernt hat. Wir beide, meinte er, müssen ein Buch schreiben, und damit könnten wir Millionen von Christen zurück zum Neuen Testament bringen und so die Welt retten. Wenn das so einfach wäre, antwortete ich. Das Buch haben wir nicht geschrieben. Eigentlich schade. Es wäre ein interessanter Projekt auf alle Fälle geworden.

Die banale Neugierde am anderen

Interreligiöse Treffen können auch ganz anders stattfinden. Da sind die ganz privaten Treffen, das stundenlange Sitzen bei den Handschriften- und Buchhändlern im Orthodoxenviertel Mea Shearim oder in anderen religiösen Vierteln der Stadt. Die banale menschliche Neugierde am Anderen macht auch in Mea Shearim, dem Orthodoxenviertel von Jerusalem, nicht halt. Wie geht der andere mit den Problemen dieser Welt um? Er lebt doch auch hier, er glaubt auch an etwas, er muß auch ganz allgemeine menschliche Probleme lösen, die ihm genau so begegnen wie mir. Oder da ist das Verweilen bei

den moslemischen Antiquitätenhändlern in der Jerusalemer Altstadt oder im Laden von Kando in Bethlehem, dessen Vater hier seinerzeit die ersten Qumranschriften aufkaufte. Und wo man häufig Mohammad ed-Dib, Mohammad den Wolf, antraf, den legendären Hirtenjungen, der die Schriftrollen 1947 gefunden hatte. In der Zeit ein geachteter, hoch gewachsener Mann mit einem Spazierstock mit silberverziertem Knauf. Bei diesen Gesprächen wird auch über Religion geredet und es ergeben Einladungen zu den Hauptfesten.

Ich erinnere mich noch an die Fahrt zu meiner Studentenzeit mit meinem Freund Rafik Halabi, der Hauptverantwortlicher der Nachrichten im israelischen Fernsehen war und heute Bürgermeister der Drusenmunicipalität Daliat el-Karmel ist, zum Drusenheiligtum Nabi Sueib, oder wie die Juden und Christen ihn nennen, Jethro, den Schwiegervater des Mose.

Oder da waren die Nächte des Shawuot-Festes (Pfingsten) in der kleinen jemenitischen Synagoge in Ein Karem, wo die Männer die ganze Nacht in der Synagoge saßen, Nargilla, Wasserpfeife, rauchen, Feuer übertragen ist am Fest erlaubt, Gat, ein jemenitisches Rauschmittel, kauen und Bibel, Mischna und Kabbala gemeinsam lernen, bis, wie es in den Texten heißt, Feuer vom Himmel auf die Festgemeinde fällt, wenn man von einem biblischen Buch, von der Tora, zu den Propheten, und von den Propheten zu den Schriften wechselt. Der früheste Beleg für die Ausgießung des heiligen Geistes zum Wochenfest, Pfingsten, findet sich im Neuen Testament.

Gegen zwei Uhr kommen die Frauen in die Synagoge, die sonst vom Gottesdienst bei den Jemeniten befreit sind. Es gibt auch keinen besonderen Raum für die Frauen. Sie brachten dampfende Kessel mit warmen Essen und saßen gemeinsam mit den Männern auf dem Boden und speisten. Leider gibt es auch diese Saynagoge nicht mehr. Sie wurde verkauft, nachdem der Vater der Familie gestorben war und die Söhne kein Interesse mehr an der eigenen Tradition hatten. Aber es gibt Nachfolgemeinden.

Das alles sind Begegnungen, wie man sie nur hier haben kann und die man nicht vergißt. Was hat sich verändert in den vielen Jahren? Es ist immer noch hoffnungsvoll, daß Mensch zu Mensch spricht, auch wenn man aus ganz verschiedenen Kulturen und Religionen kommt. Alle haben die Sehnsucht nach dem selben Gott, auf dessen Gerechtigkeit und Wahrheit noch alle warten. Gott hat die Menschen so verschieden geschaffen, auch in so unterschiedlichen Religionen, er wird sich etwas dabei gedacht haben. Auch das gehört mit zur Schönheit und dem Reichtum in der Welt unseres gemeinsamen Gottes.

Die Gegenwart

Der letzte Abschnitt war das Ende des Berichtes vor zwanzig Jahren, der meine Tätigkeit der letzten dreißig Jahre in der israelischen interreligiösen Arbeit zum Thema hatte und der in großen Zügen mit Veränderungen streckenweise hier abgedruckt ist.

Jetzt, mehr als zwanzig Jahren danach, ist zu fragen, was hat sich seitdem verändert. Als alter Mann von 84 Jahren, neigt man vielleicht dazu, die Vergangenheit verschönt zu sehen und die Gegenwart als einen Abstieg. Zweifellos, über 50 Jahre in Israel, sehe ich die Situation, ganz allgemein gesprochen, eher in trüber Farben. Die Offenheit der Israelis, wie ich sie als junger Student 1959 im religiösen Kibbutz Tirat Tsevi und auch sonst erlebt habe, ist rarer geworden. Natürlich gibt es sie noch, aber ist das die Mehrheit der Bevölkerung? Das werden wir am 1. November, nach dem Ausgang der Wahlen, erfahren. Das alles betrafte die allgemeine Situation. Wie steht es mit den mitmenschlichen und interreligiösen Beziehungen. Zugenommen haben sie sicher nicht. Aber ist das der Negativismus des Alters?

Immer wieder bin ich überrascht, im Krankenhaus, in der Straßenbahn (auch die gibt es inzwischen in Israel) oder auf der Straße zu sehen, dass es auch weiterhin die selbstverständliche Begegnung zwischen Juden und Arabern gibt, trotz allem hinzugekommenem Rassismus in der israelischen Gesellschaft. Es gibt also beides, Aufgeschlossenheit dem anderen gegenüber, und Abkapselung und Nationalismus auf der anderen Seite. Trump und Biden in Amerika, Bibi Netanjahu und Jair Lapid in Israel. Die Bilder ähneln sich. Macht Amerika groß, macht Israel groß, auf Kosten alles anderen.

Aufstieg und Niedergang

Zur Israel Interfaith Association: Die große hehre Bewe-

gung, von großen Männern wie Martin Buber gegründet, damals als halb Staatsorgan zur Begrüßung fremder Gruppen aus dem Ausland, die ein religiöses Gespräch mit dem Judentum im Staat der Juden suchten – und das in den siebziger Jahren begann, eine innerisraelische Rolle zu übernehmen als Verbindungsglied zwischen den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen unter dem Zweigespann, dem Präsidenten Professor Zwi Werblowsik und dem tatkräftigen Sekretär Josef Emmanuel, die beide nicht mehr leben.

Die Israel Interfaith Association, um die es mir in diesem Artikel ja besonders geht, hat mehrere Krisen erlebt. Zum Teil hat sie sie bestanden, aber jedesmal ist sie etwas schwächer daraus hervorgekommen. Eine einschneidende Krise war die erzwungen Abdankung des Generalsekretärs Jose Emmanuel. Die IIA war damals eine halb staatliche Gesellschaft. Sie erfüllte zahlreiche Aufgaben, zu denen der Staat nicht fähig war. Nach dem 1973ziger Krieg brachen fast alle afrikanischen Staaten ihre diplomatischen Beziehungen zu Israel ab. Es war die IIA, die die Beziehungen zu diesen Staaten weiter pflegte, man kann fast sagen, im Auftrag des Staates. Dafür gab der Staat auch Geld. Jährlich fanden Seminare mit der IIA statt, die einen Monat oder länger dauerten, die zum Teil mit dem staatlichen Ministerium für Landwirtschaft durchgeführt wurden. Alles unter dem Mantel des interreligiösen Austausches. Die Seminare wechselten sich jedes Jahr ab. Ein Jahr mit den englisch sprechenden afrikanischen Staaten, das andere mit den französisch spre-

chenden. Hundert von Afrikanern nahmen daran teil. Die Afrikaner lernten die religiöse Welt des Judentums kennen, die ihnen zum Teil, stammesorientiert, vertrauter war als ihr christliches Erbe. Ähnliche Seminare gab es mit Spanien und Indien, die ebenso damals keine diplomatischen Beziehungen mit Israel hatten. All das hatte einen großen vom Staat zugeteilten Etat. Die IIA hatte mehrere Mitarbeiter, die diese Aufgabe zu bewältigen hatten.

Der Generalsekretär war in Geldsachen unerfahren und leichtsinnig. Wenn kein Geld da war, nahm er es von zukünftigen Projekten. Bis plötzlich eine Lücke von einige hunderttausend Dollar da war, die die IIA in den Ruin zu treiben versprach. Emissäre, die nach Amerika geschickt wurden, um Gelder aufzutreiben, machten die Sache nur noch schlimmer. Sie brachten kein Geld ein, sie kosteten Geld. Die einzige Rettung war der Verkauf einer Wohnung in Tel Aviv, die eine christliche Schwester als Treffpunkt für eine Interfaith-Gruppe in Tel Aviv der IIA vermacht hatte. Aber auch das reichte nicht. Das war vor vierzig Jahren. Der Sekretär bat uns um finanzielle Unterstützung, aber als wir merkten, dass er damit nur sich selbst sein Gehalt bezahlt, beschloss das Leistungsgremium ohne Gehälter und ohn den Sekretär weiterzumachen.

Davon hat sie die Organisation nach einiger Zeit erholt. Es war die Zeit, als ich die Leitung übernahm, als Nachfolger meines Vorgängers in der Leitung des Steering Committees, des ehemaligen Oberrabbiners von

Irland und Südafrika, David Rosen. Die Organisation erholte sich, durch Spenden für den Fortgang der Arbeit konnten wir einen fähigen neuen Generalsekretär und eine noch bessere Assistentin einstellen, bis auch das zu einer neuen Krise führte. Der Generalsekretär vertritt sich mit dem Leitungsgremium, gründete im geheimen eine neue Organisation und teilte allen Spendern mit, dass die Organisation Probleme hatte, sich umbenennen musste und ein neues Konto hat. Den größten Teil des noch verbliebenen Geldes überführte er auf sein eigenes Konto und beanspruchte es für seine von uns nie genehmigten Überstunden.

Ein Prozess, den wir führten, zog sich in die Länge und verschlang alles Geld, das wir noch hatten, bis wir einen Vergleich vor einem Schiedsgericht vereinbarten, bei dem er das Geld behalten durfte und wir das Recht hatten, ihn öffentlich als Betrüger zu bezeichnen. Auch davon erholte sich die Organisation, bis ich beschloss, mich aus der Arbeit zurückzuziehen, um einer jüngeren und vor allem israelischen Generation die Leitung zu übertragen.

Eine neue junge Leitung

Das war ein Fehler, denn es gab kaum noch Aktivitäten, die dann langsam ganz aufhörten. Wir hatten eine Jugendorganisation gegründet, um auch die Jugend mehr am interreligiösen Geschehen zu interessieren. das funktionierte solange, wie wir einen Besuch in die Schweiz anbieten konnten, eingeladen vom Rotary Klub Schweiz, geleitet von meinem Freund und Schüler, dem Dekan

der Evangelisch Reformierten Kirche in Basel, Lukas Kundert. Aber danach traf sich die Gruppe nicht mehr. Nach dieser fast zehnjährigen Ruhepause, in der nichts geschah und die alte junge Mannschaft bekannt gab, das sie ihr Amt aufgabe, gelang es mir, Gabriele Zander, die Pfarrerin der Pilgerseelsorge auf dem Auguste Viktoria Compound als Vorsitzende zu gewinnen (siehe ihren Bericht in diesem Heft). Aber nach ihrem Weggang schaffte ich es nicht, einen Nachfolger oder eine Nachfolgerin zu finden. Die Israel Interfaith Association mit dieser großartigen Vergangenheit ist also zur Zeit verwaist. Nach dem Fiasko der Kalenderverschickung im letzten Jahr (siehe den Bericht im letzten Heft), der uns in den finanziellen Abgrund getrieben hat, ist es fast aussichtslos, eine neue Leitung zu finden.

Israelische Jugendliche habe es schwer, wie vielleicht heute Jugendliche überhaupt weltweit. Um über Wasser zu bleiben, nehmen sie mehrere Jobs an. Sie haben keine Zeit Volontärrarbeit zu leisten, und zu mehr hat die Israel Interfaith Association zur Zeit kein Geld.

Ich persönlich habe nicht mehr die Kraft, die Gesellschaft zu retten. Ich hoffe, es wird wieder eine Zeit kommen, wo es eine Lösung geben wird.

Die allgemeine Situation des interreligiösen Dialogs heute

Wie sieht die Situation überhaupt im interreligiösen Bereich außerhalb der IIA aus? Die althergebrachten Organisationen Rainbow und Fraternity sind alt gewor-

den. Die Gründergeneration ist nicht mehr da. Es ist nicht mehr derselbe Geist des Aufbruchs, der früher die Organisationen anspornte und ihnen die Überzeugungskraft gab. Es ist auch nicht mehr dieselbe Qualität von Intellektualität, von sprühendem Geist, wie früher. Wenn einmal ein Referent nicht überzeugend war, so war doch die Diskussion danach ein intellektueller Genuss. Das fehlt. Das ist nicht mehr. Eine weitere Beobachtung ist, dass zum Beispiel der Rainbow immer mehr ausländisch geprägt ist, vor allem mit Christen und Juden aus Amerika. Früher war der jüdische Teil ausgesprochen israelisch, meist Professoren der Hebräischen Universität, während die Christen die Leiter ausländischer in Israel arbeitenden religiösen Instituten waren. Das letzte hat sich nicht geändert. Es war eine besondere Auszeichnung, zum Rainbow zu gehören. Das ist es heute nicht mehr und so fehlen die besten Leute, die es auch heute gäbe.

In diesen Krisensituationen tauchten plötzlich alle möglichen Mitspieler auf, die ihren eigenen Verein gründen wollten, aus egoistischen oder kommerziellen Gründen, meiner Meinung nach nicht aus ideologischen. Zum Teil handelte es sich dabei um Eintagsfliegen, die bald ihre Existenz einstellten, wenn es nicht so verlief, wie sie es sich erhofft hatten. Da ist zuerst ein neuer Dachverband zu nennen, der sich bildete, um alle verschiedenen Gruppen unter ein Dach zu bringen. Er beantragte die Mitgliedschaft im ICCJ, dem Dachverband aller interreligiösen Gruppen in der Welt. Und er bekam die Mit-

gliedschaft. Bisher war die IIA die einzige Vertretung aus Israel dort. Dieser Dachverband lebte einige Jahre und verschwand. Ebenso ging es anderen Gruppierungen, die sich bildeten und die einen Teil übernahmen, den bisher die IIA bearbeitet hatte. Wenn wir gemerkt hatten, dass neue Gruppen einen Aufgabenbereich übernehmen wollten, den wir nicht betreuten, oder dazu keine Kraft oder Geld hatten, haben wir ihnen geholfen. Das waren manchmal gute Gruppierungen. Es wäre aber besser gewesen, hätten diese Gruppen als Unterabteilung der IIA funktioniert, so schwächte das nur die Arbeit der IIA. Die Zersplitterung nahm kein Ende. Die meisten Tätigkeitsbereiche drehten sich um Folklore dieser Gruppen, über die man leicht den Überblick verlieren kann.

Neben den speziellen interreligiösen Gruppen gibt es eine Zahl von Bewegungen, die auf dem Gebiet der Versöhnung zwischen Palästinensern und Juden im Staat Israel aktiv sind, nicht unbedingt interreligiös angelegt. Das sind kleine und vor allem genau auf einen spezifischen Interessenkreis begrenzte Gruppen. Die Gruppen sind recht unterschiedlich. Frauen für den Frieden, Lehrer für den Frieden, Gewerkschaften für den Frieden und so fort. Das ist vielleicht eine gute Lösung. Jede spezifische Gruppe arbeitet in ihrer Gesellschaft, in ihrem Kreis, für Verständigung. Was ich mit gewisser Skepsis betrachte, sind Gruppen oder deren Leiter, die um des Profits wegen interreligiöse Arbeit propagieren, weil die »in« ist und vor allem in Amerika großzügige Unterstützung findet. Eine zweite von mir mit Skepsis angesehene

Gruppe sind Leute, vor allem unter den Siedlern, die auf der Basis der Religion eine gemeinsame Linie mit der arabischen Bevölkerung, ihren Nachbarn, suchen, um die mitmenschlichen Beziehungen zu stärken und die damit die Besatzung zementieren wollen.

Dies ist immer noch besser als die Rechtsradikalen unter den Siedlern, die die Araber aus dem Land vertreiben wollen, wie die Gruppe von Itamar Ben Gvir und Bezalel Smotrich, die Nachfolger der Kahane Bewegung, die seinerzeit die Araber aus Israel vertreiben wollte. Diese radikale Bewegung hat in den letzten Umfragen 10 Prozent in der Bevölkerung bekommen. Großgemacht und unterstützt wird die Bewegung von Netanjahu. Ohne sie kann er nicht zurück an die Macht. Die Amerikaner haben Netanjahu gewarnt, gemeinsame Sache mit diesen Rechtsradikalen zu machen.

Die Situation ist also unterschiedlich, politisch bisher eine Pattsituation, wo sich das Rechtsbündnis unter Netanjahu dem Mitte-Links Bündnis unter Lapid gleichstark gegenüberstehen. Und dies nach vier Wahlgängen innerhalb von zwei Jahren.

Politik und Religion sind in Israel stark verwoben und so auch die Zukunft der interreligiösen Verständigung.

Das Ende der Zeitschrift »Religionen in Israel«

Ich habe auch keinen Nachfolger für die Herausgabe der Zeitschrift »Religionen in Israel« gefunden. Ich schaffe es neben meinen anderen Verpflichtungen nicht mehr. Irgendwann müssen wir Alten ja sowieso abtreten. So ist

dies die leztzte Nummer der Zeitschrift. Immerhin ist sie 28 Jahre erschienen. Ich habe vor, auch in Zukunft wichtige Ereignisse und Artikel auf dem Gebiet von Religion und Kultur im Israel zu dokumentieren, falls dafür Interesse besteht und mir die Zeit dazu bleibt. Dies wird aber digital erscheinen. Wer hier weiter informiert werden will, möge mir seine e-mail Adresse geben und ich nehme ihn in eine Liste auf.

Ich habe auch vor, den interreligiösen Kalender fürs erste weiter herauszugeben, gedruckt in Deutschland, wie schon in diesem Jahr. Ich hoffe, dass er sich von selbst finanziert. Wenn er einen Gewinn abwerfen sollte, wäre das Startgeld für eine Wiederaufnahme der Arbeit der Israel Interfaith Association. Allerdings ist das nicht nur vom Geld abhängig, sondern mehr noch von Leuten, die diese Arbeit auf sich nehmen wollen, voluntärmäßig oder mit einem Gehalt, falls sie dafür Sponsoren finden können.

Ich möchte mich zum Schluss bei allen Lesern bedanken, die der Zeitschrift und der Israel Interfaith Association bisher die Treue bewahrt haben und hoffe, mit einigen von Ihnen auch in Zukunft in Verbindung zu bleiben.

Der Interfaith Kalender für das Jahr 2023

Der interreligiöse Kalender für das Jahr 2023, jetzt im 26. Jahr, ist erhältlich.

Da der Kalender diesmal in Deutschland gedruckt wurde, ist er in Europa digital zu bestellen

bei judith.haar@web.de

oder per Post

Judith Haar-Geißlinger – Marktstraße 40 – 63924 Kleinheubach

Die Preise haben sich in den letzten 20 Jahren nicht geändert. Der Kalender ist dieses Jahr besonders schön. Vergleichen Sie den Bericht darüber im vorigen Heft.

Einzusehen im Internet ist er unter www.lee-achim.de/html/i-faith/cal.htm

Bis zum 30.11. gilt der Subskriptionspreis

ein Kalender 8,– Euro (später 9,50)

ab 5 Kalendern je 7,50 (9,00)

ab 10 Kalendern je 7,– (8,50)

ab 30 Kalendern je 6,50 (8,00)

Machen Sie reichlich Gebrauch davon. Er ist auch ein ideales Geschenk zu Weihnachten und begleitet seine Empfänger ein ganzes Jahr.